



Sogar in der Popmusik wird Mutterliebe als wichtiger Wert inszeniert: Shakira mit Baby auf dem CD Backcover «Fijación oral».

MARIO SORRENTI

Mutters Liebe

Am Muttertag schnell bei Müttern das Liebeshormon Oxytocin in die Höhe. Das ist gut so, Kinder brauchen das.

VON CLAUDIA WEISS

Ein zerknautschter Blumenstraus aus dem Garten. Ein farbiges Bild, liebevoll gezeichnet und in einen bemalten Holzrahmen gesteckt. Und aufgeregte Kinder, die vor dem Elternschlafzimmer so lange tuscheln und kichern, bis ihre Mutter aufwacht und sie endlich ihre Bescherung überreichen können: Es ist wieder mal Muttertag.

Würde man Puls und Blutdruck der Mütter in jenem Moment messen, in dem sie weiche Umarmungen und nasse Küsse bekommen, würde sich bei den meisten ein erhöhter Wert zeigen. Und ein stark erhöhter Oxytocin-Spiegel. «Dieses Hormon spielt eine wichtige Rolle in Bindungsprozessen zwischen Mutter und Kind», erklärt Margarete Bolten, Professorin für Entwicklungspsychologie der Katholischen Universität Mailand. Oxytocin sei sogar in der Lage, Stresshormone herunterzuregulieren, worauf der Körper weniger Stressreaktionen zeige. «Und das», sagt Bolten, «macht Sinn, da Mütter bekanntermassen eine ziemlich hohe Stressresistenz benötigen.»

Auf der anderen Seite sorgt Mutterliebe dafür, dass Kinder glücklich, ausgeglichen und fröhlich aufwachsen. Mehr noch: Sie macht Kinder grösser, schlauer und geschickter. Das haben Wissenschaftler bewiesen, indem sie erforschten, was passiert, wenn sie fehlt. Eine der eindrücklichsten Studien ist jene von Charles A. Nelson, Professor für Pädiatrie, Neurowissenschaft und Psychiatrie am Children's Hospital in Boston.

Im Jahr 2000 reiste er mit seinen Forscherkollegen nach Rumänien und besuchte dort sechs Waisenhäuser. Er wollte wissen, wie sich die mangelnde

Mutterliebe vor allem am Lebensanfang auswirkt. Zwischendurch, so erzählte Nelson viel später in einem Interview mit der deutschen «Zeit», musste er hinausgehen, damit die Waisenkinder seine Tränen nicht sahen: Vernachlässigt lassen sie in ihren kargen Zimmern, viel zu winzig für ihr Alter, mit grossen, leeren Augen, eines stand stundenlang mit einer tropfenden Windel im Raum, andere lagen regungslos in ihren Betten.

SIE ERHIELTEN GENUG zu essen und ein Dach über dem Kopf. Mehr lag nicht drin für die Betreuer, die allein für je 40 Kinder zuständig waren. Für seine Studie pickte Nelson 136 Waisen im Alter zwischen einem halben und knapp drei Jahren heraus und teilte sie zufällig in zwei Gruppen auf. Für die eine Hälfte hatte er in der Umgebung Pflegeeltern gesucht – das war damals noch völlig unüblich – während die andere Hälfte weiterhin im Heim wohnte. Als Kontrollgruppe wählte er 72 Kinder aus intakten Familien der Umgebung.

Über die krassen Ergebnisse war selbst Neurowissenschaftler Nelson erschüttert: Die Heimkinder waren trotz ausreichender Nahrung deutlich kleiner als ihre Altersgenossen und motorisch unterentwickelt. In Intelligenztests erzielten sie einen durchschnittlichen Wert von 73, also am Rand geistiger Behinderung, und keines von ihnen zeigte eine normale Sprachentwicklung. Dafür waren bei allen Anzeichen für psychische Probleme und eine ausgeprägte Bindungsunfähigkeit erkennbar.

Nachuntersuchungen nach drei, vier und fünf Jahren zeigten dann: Jene Kinder, die vor ihrem zweiten Lebensjahr in eine Pflegefamilie kamen, holten

diesen Mangel zum Teil wieder auf. Andere, die erst nach ihrem zweiten Geburtstag in Pflegefamilien gebracht wurden, konnten das bis zur bisher letzten Untersuchung acht Jahre später nicht wettmachen: Die fehlende Mutterliebe hinterlässt bei ihnen wahrscheinlich ein lebenslanges Manko.

Den Grund dafür kann Tatjana Aue, Professorin für Biologische und Soziale Emotionspsychologie an der Universität Bern, leicht erklären. «Kinder haben ihre ersten Bindungserlebnisse mit ihren Eltern», sagt sie. «Die Bindung entsteht schrittweise dadurch, dass die Eltern mit dem Kind interagieren, seine Aufmerksamkeit auf etwas lenken und dies mit ihm teilen.» Ausserdem haben die Eltern Mentalisierungsfähigkeiten, das heisst, sie können sich in das Kind hineinversetzen und auf seine Bedürfnisse eingehen. «Im guten Fall können sie sowohl ihre eigenen als auch die Reaktionen des Kindes regulieren.» All dies gibt Kindern Sicherheit und Geborgenheit und ermöglicht eine gesunde Entwicklung.

NUN FUNKTIONIERT Mutterliebe nicht einfach so auf Knopfdruck. «Das geschieht nicht bereits in den ersten Stunden nach der Geburt, wie häufig behauptet wird», sagt Psychologieprofessorin Margarete Bolten. «Die Bindung zwischen Kind und Mutter entwickelt sich erst langsam innerhalb der ersten zwölf Lebensmonate.» Und manchmal nicht einmal dann. Es kommt vor, dass es einer Mutter einfach nicht gelingt, die kindlichen Signale richtig wahrzunehmen und darauf adäquat zu reagieren. Was bei derart dysfunktionalen Mutter-Kind-Beziehungen falschläuft, beschreibt Emotionsforscherin Aue: «Ist ei-

ne Mutter stark gestresst, kann sie nicht mehr auf die Bedürfnisse ihres Babys eingehen und empfindet unter Umständen das Weinen als lauthalsen Vorwurf.» In dieser Verfassung sieht eine Mutter das Baby nicht mehr als bedürftiges Wesen, sondern als Aggressor.

Das passiert oft bei Frauen, die stark mit eigenen traumatischen Erlebnissen beschäftigt sind, die nach einer Frühgeburt, einem Kaiserschnitt oder einer schweren Geburt Mühe haben oder die sich das Kind gar nicht so unbedingt gewünscht hatten. Es kann aber sogar bei Frauen vorkommen, die sich extrem auf ihr Baby gefreut haben. «Sie selber oder ihre Umgebung haben dann oft eine sehr hohe Erwartungshaltung. Und diese verursacht grossen Stress», erklärt Aue. Je angespannter dann die Mutter reagiert, desto mehr weint das Baby. Und die grosse Vorfreude weicht einer grossen Enttäuschung.

Auch Frauen mit einer postnatalen Depression können oft keine Freude über das kleine Wesen empfinden. «Darunter leiden immerhin 15 Prozent aller Mütter nach der Geburt», sagt Karl Heinz Brisch, Bindungsforscher und Leiter der Abteilung Pädiatrische Psychotherapie am Dr. von Haunerschen Kinderspital der Münchner Ludwig-Maximilians-Universität. Die Oxytocinausschüttung während der Geburt genügt nicht: «Sie schaffen es oft kaum aufzustehen und haben keine Kraft, für ihr Kind zu sorgen und eine Beziehung aufzubauen.»

Damit die Mutterliebe wieder Platz bekommt, sagt Brisch, muss man zuerst Depressionen behandeln und belastende Situationen wie Partnerschaftsprobleme lösen. «Begleiten und Entlasten ist ganz wichtig. Wenn der Druck weg ist, hilft

das automatisch, die Mutter-Kind-Beziehung zu verbessern.» In seinem Präventionsprogramm «SAFE – Sichere Ausbildung für Eltern» spielt er den Müttern beispielsweise Videoaufnahmen ab, die sie bei geglückten Interaktionen mit ihrem eigenen Baby zeigen. «Das wirkt stärkend und hilft ihnen, positive Gefühle und Selbstsicherheit zu entwickeln und eine sichere Bindung aufzubauen.»

VÄTER MÜSSEN SICH übrigens nicht aufregen, weil diese Liebe immer noch Mutterliebe heisst: «Das ist, evolutionsbiologisch gesehen, durchaus sinnvoll», erklärt Emotionsforscherin Tatjana Aue. «Schliesslich ernährt die Mutter das Kind.» Heute übernehmen allerdings viele Väter eine immer wichtigere Rolle, und manche von ihnen haben während der Schwangerschaft höhere Oxytocin-Ausschüttungen als die werdende Mutter selber. Für Psychologin Margarete Bolten ist deshalb ganz klar, dass moderne Väter eine ebenso starke Bindung zu ihren Kindern aufbauen können wie Mütter. «In unserer Kultur kommt ihnen aber noch häufig eine andere Funktion zu», sagt sie. «Während Mütter eher die beschützende Rolle übernehmen, sind Väter eher die Challenger, die das Kind herausfordern und ihm die Welt zeigen.»

Ob Mutterliebe und Vater-Action oder Vaterliebe und Mutter-Action – den Kindern ist das egal. Hauptsache, sie haben mindestens zu einer Person eine sehr sichere und verlässliche Bindung. Kinderpsychiater Karl Heinz Brisch ist überzeugt: «Auch wenn die Mütter mit der Schwangerschaft neun Monate Bindungsvorsprung haben – Väter können ebenso eine sichere Bindungsperson für ihr Kind werden.»